

Christoph Schütte: Die Schönheit des Verfalls

Hier kommt keiner mehr. „Men, women, kids welcome“ steht am Bildrand noch zu lesen, doch niemand wird in diesem Restaurant auch nur einen einzigen Gast mehr bewirten. Immer wieder sind es Mauern, Fassaden, ein blaues Tor, die Judith Ammann formatfüllend ins Bild setzt, Schriften wie „Not an exit“ in blätterndem Rot auf weißem Grund oder ein sich offenbar gerade eben noch an der längst aufgegebenen Werbetafel festklammerndes „I love you“.

Vielleicht, wer weiß, eine Liebesgeschichte. Erfüllte, gescheiterte, nie erwiderte Sehnsucht. Kein Mensch weiß, wem die Botschaft einst gegolten haben mag, ob sie Glück verheißen hat oder das Gegenteil und ob überhaupt so etwas wie Wahrheit darin zu finden war. Doch es hat sie gegeben.

Jemand hat sie geschrieben, und wenn man darin einen Funken Hoffnung entdecken will, dann sprechen Ammanns Bilder auch davon. Und zugleich von ihrer Vergeblichkeit.

Schon ihre frühen Videos hatten das Spannungsfeld von An- und Abwesenheit zum zentralen Thema, zeigten menschen- wie gottverlassene Szenerien, und schon hier waren es die Dinge, das Licht vielleicht und der Wind, die, leise zwar, doch vernehmlich, zu sprechen beginnen. Insofern führen ihre fotokünstlerischen Arbeiten konsequent und in staunenswerter Verdichtung und Konzentration weiter, was sie vor einigen Jahren auf ihren Streifzügen in und rund um Los Angeles begonnen hat. In einem Los Angeles freilich, das mehr als alles andere vor allem Vorort ist. Trostlose, brachliegende Industrie- und Gewerbebezirke, die sich als beredte Zeugen der vergehenden Zeit an der Peripherie behaupten. Es sind Bilder eines verfallenden, eines aufgegebenen amerikanischen Traums, wie man ihn vielleicht in der Malerei Edward Hoppers, im provinziellen Amerika William Egglestons womöglich auch entdecken kann. Doch die Schweizer Künstlerin fotografiert nicht nur anders und naturgemäß in einer anderen Zeit. Auch ihr Thema ist im Kern ein gänzlich anderes. Mit der Fokussierung auf vor sich hin rostende, blätternde, palimpsestartige und ausnahmslos aus dem Kontext gelöste Oberflächen – und nichts sonst – setzt sie vielmehr die Zeit und den Verfall selbst ins Bild. Ohne Pathos, doch in all seiner Schönheit.

Mit den jüngsten Aufnahmen indes geht Ammann noch einmal einen entscheidenden Schritt weiter. Denn während bis vor zwei, drei Jahren noch Schriften und Graffiti – ein „Liquor“, ein „Not an Exit“ – und all die anderen vom Vergessen und vom Zufall ausgelegten Spuren

sogleich jenen Ton vorgaben, der in allen ihren Arbeiten vernehmbar ist, braucht sie und braucht auch der Betrachter derlei narrative Fäden immer weniger. Zu den immer schon unmittelbar berührenden Inhalten, zu den malerischen Qualitäten, dem Gespür für das richtige Licht und der sich so leichthändig wie meisterhaft ausnehmenden Überführung von Raum in grafisch anmutende Fläche ist stattdessen eine zunehmende Konzentration auf minimalistische Strukturen und Kompositionen getreten. Der Effekt aber ist atemberaubend: Aus kühler Form wächst nichts als Klang.

Alles, die Melancholie, die Einsamkeit, die Verlassenheit, all das ist präsent wie eh und je in diesen abstrakter denn je erscheinenden Aufnahmen. Jetzt aber sind es nicht nur die Dinge, eine Zeit, eine Welt vielleicht, deren Verschwinden wir ein letztes Mal bestaunen, sondern das, was sie zusammenhält. Und Frank Stellas berühmtes „What you see is what you see“ erhält in Anbetracht von Ammanns so präzise komponierten Bildern einen neuen Sinn. Die Schönheit der Form aber, hier eine Reminiszenz an die Konkrete Kunst, dort an die Farbfeldmalerei, sie spricht ganz aus sich selbst noch im Stadium des Verfalls. Poetischer war Judith Ammanns Kunst wohl nie.

(Frankfurt am Main 2009)